

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

„Nein, Herr Graf!“

Erstaunt hob er den Kopf. „Alle Wetter!“ brachte er nur hervor.

Der Fremde blieb gelassen.

„Ich bin weder Feldmesser, noch heiße ich Labislaus Byrka. Ich sehe, daß ich mit offenen Karten spielen muß. Gut denn, ich komme zu Ihnen im Auftrage der Nationalregierung zu Warschau. Wenn Sie den Ausweis zu sehen wünschen, hier ist er!“

Die Augen des Grafen waren immer größer geworden. „Das ist ja sehr interessant,“ sagte er langsam und nahm die Karte. Ein leises, etwas spöttisches Lächeln glitt um seine Lippen.

„Und was verschafft gerade mir die Ehre?“

Der Fremde steckte die Karte ein. „Wenn Sie erlauben, sehe ich mich. Das Gespräch könnte lange dauern. Vorher gestatten Sie, daß ich meinen rechten Namen nenne, man will doch wissen, wen man vor sich hat. Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß rücksichtslose Offenheit unter Umständen am weitesten führt. Ich heiße Kasimir Kzonka.“

Napoleon zuckte zusammen. Ueber das Gesicht des Sprechers glitt ein merkwürdiges Lächeln.

„Sie scheinen mich zu kennen, Herr Graf. Umso besser, das erspart mir langes Reden. Man sagt mir nach, ich sei die treibende Kraft des Aufstandes und der Nationalregierung. Man tut mir zu viel Ehre damit an. Wie dem auch sei, die preussische Regierung gäbe was darum, wenn sie wüßte, daß ich in ihrem Machtbereich bin. Seit dieser Herr von Bismarck in Berlin am Ruder ist, weht ein höllisch scharfer Wind nach Osten. Und man erweist mir so viel Aufmerksamkeit, daß ich das Vergnügen, Sie zu sprechen, durch die Opferung meines Bartes und natürlich durch falsche Legitimation erkaufen mußte. Ohne den Umweg über Oesterreich wäre ich vielleicht trotzdem nicht hier. Sie sehen, daß mir an dieser Unterredung liegt. Es war ein schöner Bart, Gott habe ihn selig! Ich verzeihe ihn dem Herrn von Bismarck mein Lebtag nicht. Damit wäre der erste Punkt erledigt. Sie wissen, wer ich bin, und im Augenblick, wo Sie mich von Ihren Leuten festhalten lassen und den preussischen Behörden ausliefern, ist Ihnen der Dank von Berlin sicher. Es würde, glaube ich, Herrn von Bismarck selbst auf einen hohen Orden nicht ankommen.“

Kasimir Kzonka schwieg; als interessiere ihn die Sache wenig, sah er sich im Zimmer um. Es mochte ihm doch keine Bewegung des Grafen entgehen. Das spöttische Lächeln war aus dem Gesicht Napoleons verschwunden. Er hatte Mühe, das maßlose Staunen, das ihn immer mehr ergriff, zu verbergen. Langsam nahm er den Brieföffner vom Tisch, den

er aus Paris einst mitgebracht, und betrachtete den leicht geneigten Frauenkopf, der den Griff bildete.

„Warum sagen Sie mir das alles? Weshalb geben Sie sich so in meine Hand? Wollen Sie mich durch diese Offenheit verblüffen?“

Das Gesicht seines Gegenübers blieb unbeweglich.

„Wenn der Graf Rutkowski sich so leicht verblüffen läßt, ist meine Mission überflüssig. Doch habe ich ein größeres Vertrauen zu seinen Fähigkeiten.“

Anwillkürlich hob Napoleon den Kopf etwas. Die sichere Art, in der das ausgesprochen wurde, tat ihm wohl. Etwas weniger zurückhaltend erwiderte er:

„Wenn ich Ihre Argumentation also anerkenne: Was bringen Sie mir? Was wünschen Sie? Ich kann es mir zwar denken, ich soll zu Kontributionen herangezogen werden und soll Geld hergeben, nicht?“

Kasimir Kzonka zuckte die Achseln. „Das hätte jeder andere auch bestellen können. Wenn es das wäre, hätte ich meinen Bart noch und sähe in Warschau. Nein, Herr Graf, ich bin gekommen, Ihnen einen Antrag zu machen. Vorerst nur dies: Sie wissen, wie es mit dem Aufstand steht. Er ist uns etwas zu früh ausgebrochen. Es ist trotzdem an dem Siege nicht zu zweifeln, wenn es gelingt, die ganze Nation aufzurufen. Aber leider halten sich zwei Klassen noch zurück: Das Landvolk und der höhere Adel. Es sind Maßnahmen getroffen, das Landvolk durch große Vergünstigungen zu gewinnen. Bleibt noch der Adel. Er hat uns ja früher unterstützt und zog sich erst zurück, als sich die Demokraten der Leitung bemächtigten. Seitdem blieb der Fuzug der Kämpfer aus Galizien und vornehmlich aus Bosen aus. Mühsam halten sich die paar Tausende, die drüben stehen, gegen die Uebermacht. Wendert sich das Bild nicht nächstens, so ist wiederum vergeblich Blut geflossen. Die Nationalregierung verschließt sich dem nicht. Und in der Ueberzeugung, daß wir erst Polen und dann Republikaner sind, hat sie den Beschluß gefaßt, sich zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes den Weissen zu nähern und das demokratische Programm fallen zu lassen.“

Noch immer drehte Napoleon Rutkowski den Brieföffner in der Hand. Als Kasimir Kzonka schwieg, ließ er ihn ruhen.

„Und was weiter, mein Herr? Ich weiß noch immer nicht, weshalb Sie diese an sich wohl sehr wichtige Mitteilung gerade mir machen!“ Und etwas factisch: „Deshalb konnte der Bart noch immer stehen bleiben!“

„Gewiß, Herr Graf, aber diese Einleitung war notwendig. Ich komme nun zum zweiten Punkte. Als die Nationalregierung diesen Entschluß gefaßt hatte, hieß es vor allem: sich nach dem Manne umzusehen, der in der aristokratischen Partei die Führerrolle spielte oder spielen konnte, und mit ihm zu unterhandeln. Nach langen Debatten einigte man sich. Man beehrte mich mit dem Auftrage, die Unterhandlung zu leiten, und hier stehe ich vor dem Manne, an den ich als bevollmächtigter Abgesandter gewiesen worden bin.“

„An mich? Ich sollte . . .“
Der Graf war aufgesprungen. Er ging ein paarmal auf und ab. Dann lachte er kurz. „Man tut mir wirklich zu viel Ehre an. Ich bin ein harmloser Privatmann, dessen Einfluß man überschätzt.“

Kasimir Kozonka lächelte kaum merklich.

„Wir sind anderer Meinung in Warschau, Herr Graf! Unter allen Ihren Standesgenossen kann sich nur einer an Klang des Namens und weitreichendem Einfluß mit Ihnen messen. Dieser eine ist der Fürst Czartoryski. Er ist ein Greis und in Paris wichtiger als in Polen. Er wird aus dem Wagen nie zum Wagen kommen. Sie aber sind jung, haben speziell auf den Adel in den preussischen Gebiets teilen den größten Einfluß und sehen noch von dem überall lebendigen Andenken Ihres Vaters.“

Mehr und mehr waren die roten Flecke im Gesicht des Grafen erschienen. Ob er einst über diese „Nationalregierung“ gelacht hatte, es schmeichelte ihm doch, daß auch sie gleichsam offiziell anerkannte, welche Stellung er einnahm, und was ihm gebührte.

„Wenn ich mich nun bereit erklärte, Ihre Vorschläge entgegenzunehmen, welche wären das? Sie haben doch zweifellos ganz bestimmte Weisungen erhalten!“

„Allerdings. Und ich bitte wiederum, sie so nüchtern zu prüfen, wie sie gestellt werden. Es ist selbstverständlich, daß überall im Leben eine Hand die andere wäscht. Deshalb bringe ich im Auftrag der Regierung zweierlei: Das, was wir von Ihnen fordern, und das, was wir geneigt sind, zu gewähren.“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn Rutkowski, „ich mag nicht so lange sitzen. Es geniert Sie hoffentlich nicht, wenn ich mich ans Fenster stelle. Lassen Sie sich nicht stören — ich höre!“

Er trat rasch ans Fenster und sah hinaus. So hatte er dem Abgesandten den Rücken gekehrt. Kasimir Kozonka zuckte mit halbem Lächeln die Achseln. Ein geringschätziger Blick flog zum Fenster hinüber. Gleich darauf war das Gesicht wieder unbeweglich.

„Was man von Ihnen fordert, Herr Graf, ist ungefähr folgendes: Sie stellen Ihre gesamte Kraft, Ihren Namen, Ihren Einfluß, Ihr Vermögen in den Dienst der großen Bewegung, die Polen ergriffen hat. Sie treten an die Spitze des polnischen Adels und führen ihn, der noch zögert, in den Kampf. Wenn ein Graf Rutkowski das Schwert zieht, folgt die gesamte Schlacht. Ein Zuwachs von vielen Tausenden ist uns dadurch gewiß. Das Ringen zwischen Polen und Russen ist jetzt schon unentschieden. Ein bedeutender Führer mit einigen frischen Tausend Mann entscheidet es zu unseren Gunsten. Das ist die Hauptforderung, die wir stellen.“

Napoleon trommelte leise gegen die Scheiben. Dann wandte er sich plötzlich.

„Wissen Sie, was Sie von mir verlangen, Herr? Daß ich ein Spiel um Tod und Leben spiele. Der Einsatz ist meine gesamte Existenz. Geht das Spiel verloren, so wird der Staat meine Güter einziehen, und in ewiger Verbannung, vielleicht in Armut, kann ich in London oder in Paris hingerotieren, wenn eine mitleidige russische Angel mir nicht vorher den Garaus gemacht hat. Und den Fall angenommen, daß es glückt — was habe ich dann? Ein freies Vaterland, aus dem der Adel, und ich mit ihm, sich grossend zurückzieht, weil es als vorausichtliche Republik uns rechtlos macht. Vergleichen Sie den Einsatz und die günstigste Gewinnchance, dann brauche ich Ihnen nicht erst meine Entscheidung mitzuteilen.“

„Sie irren, Graf Rutkowski!“

Kasimir Kozonka hatte laut gesprochen. Jetzt erhob auch er sich und trat hinter seinen Stuhl, dessen Lehne seine Rechte umfaßte. „Wenn es so stünde, wie Sie sagten, wäre ich nicht hier, dann wäre meine Mission aussichtslos, und von allem, was aussichtslos ist, lasse ich die Hände weg. Die Nationalregierung war sich bewußt, daß Einsatz und Gewinnchance in einem gewissen Verhältnis stehen müßten. Nun wohl!“ — er richtete sich höher auf, seine Stimme ward voller — „als Abgesandter und Bevollmächtigter der Nationalregierung Polens, habe ich Ihnen, Graf Napoleon Stanislaus von Rutkowski, als Preis für die Befreiung des Vaterlandes das Höchste zu bieten, was ein freies Polen vergeben kann!“

Augen in Augen standen sie sich gegenüber. Ein jähes Schweigen kam.

„Und das wäre?“

Die Stimme war belegt, fast heiser. Das Auge schloß

sich leicht, als könnte es den Blick der ruhigen Augen von bräuen nicht ertragen.

„Das wäre die polnische Königskrone!“

Mit jäher Wendung nach dem Fenster barg Napoleon sein Gesicht. Seine Augen brannten, sein Kopf brauste, die Hand packte das Fensterbrett, als wollte sie es brechen.

Was verborgen in ihm geruht, was Form gewonnen, seit der alte Diener in Schmerzen es ausgesprochen, was seitdem ihn erfüllte und sich nicht wegbringen ließ, hier wiederholte es durch den Mund Kasimir Kozonkas die anerkannte Vertretung und Regierung des polnischen Volkes.

War es denn kein wirrer Traum? War es kein offener Hohn und Scherz?

Er lehnte sich hastig um. Seine brennenden Augen suchten das Gesicht des Abgesandten. Aber keine Miene zuckte darin, es blieb unbeweglich wie immer.

„Wenn das kein schlechter Witz ist!“ sagte der Graf dann. Er versuchte zu lächeln.

„Um Witze zu machen, unternimmt man keine Reise, die so weit und so gefährlich ist!“

„Aber, wenn ich einen Augenblick die Sache ernst nehmen soll — Sie begreifen, daß ein Gedanke, der mir niemals gekommen ist, befremdet und verwirrt.“

„Für den Nachfahren unseres letzten Königs kann er nicht lange verwirrend sein.“

Napoleon Rutkowski hatte sich scheinbar gefaßt. Er atmete tief.

„Schon die Unterhaltung darüber ist interessant genug für mich. Also gut, reden wir darüber! Sie bieten mir eine Krone, die Sie noch gar nicht vergeben können. Wo ist sie?“

„Hinter einem Ball russischer Bajonette, Herr Graf. Dort holen Sie sie heraus! Auf Rosenbüschen wachsen keine Kronen. Nur Revolutionen machen die Bahn zum Throne frei und gebären den Cäsar. Wer Napoleon heißt, sollte das wissen!“

Ein kurzes Auflachen. „Es klingt gut. Aber selbst zugegeben, daß uns die Losreißung von Rußland gelingt und die alte Krone des zweiten Stanislaus mir übertragen wird, glauben Sie wirklich, daß die Regierungen Europas ruhig dabei zusehen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Hochzeit.

Ein Märchen zwischen den Jahren.
Von Ludwig Beil (Hamburg).

Die Kinder schliefen.

Eine Uhr tickte aus dem Dunkel, atemlos starr, als mache ein ängstliches Fabelwesen leise, hastige Schritte um den runden Tisch, auf dem der Christbaum stand. Blauwürstchen lag der Schneesplanz von draußen in die Gardinen geflochten; im Dien glänzte rote Kofle und schaute sich von unten herauf mit großen, verdächtigem Auge im Zimmer um. Gar zu gern hätten die Kohlen gehört, was die goldenen Rüsse und silbernen Pappsteme, die hundertstärkigen Glasgläser mit ihrem winzigen Weltspiegel einander zu erzählen hatten. Aber diese Dinge haben eine eigene Märchen-sprache, von der dummalopende Kohlen im Ofenschloß nichts verstehen! Sie glühten und fauchten wütend gegen den Stehrost, und eine Neugierige fiel sogar aufs Ofenblech, ihr dünner brauner Würstchen wurde von den andern eingezogen. So verblies ihre schäbige Seele dem Feuer, bis sie unverbrannt erlosch und starb. Ihre sämtlichen feurigen Schwestern machten Murren und schworen dem schuldigen Tannenbaum mit seinem bunten Glasflittergefinsel glühende und ewige Rache. . . .

Das Uhrzicken trippelte weiter durch die Kinderstube.

Einen Schokoladengel mit rosa Glasflügeln war das zu langweilig. Er machte sich vom Baume los und kletterte sorgsam von Ast zu Ast. Auf halbem Wege tippte er dem weißer Wartebarren mit den schwarzen Verlangen auf den Naden. Die weichen Tagen turnten an dem Gack empor, womit er am Tannenastchen hing. Meister Beg wickelte den Faden ab und trug würdevoll das Engelchen auf den Tisch. Gar süß war ihm das Gefühl der schwarzbraunen Kerntchen um den Hals, denn er hatte das Engelchen im geheimen recht lieb!

Der Jellulohbirte mit dem sinkenden Halbmondsgesicht, „Ehre sei Gott in der Höhe“ auf der Brust, war von dem leisen Zittern des Baumes wach geworden, ebenso der silberbronzierete Blechfisch neben ihm. Der biß sich bei einem Faden am Maul entzorn und baumelte nun kläglich mit dem Kopf nach unten. Der gute Dierle — Dierle sind immer gut! — schnitt ihm mit dem scharfsantigen Brustschild den andern Faden am Schwanz ab und trug das hilflose Tier auf die Blüddede hinunter, die jetzt im Mondlicht ausfah wie eine purpurne Wiese. Kueckst und Rüsse wählten hinterdrein herab, und auch die sechsedigen Pappsteme ließen sich getrost vom Baume flattern.

Als die Tanne leer war, begann sie sich zu drehen, und unter ihrem Fuß tunkte es herab wie seines Kitterspiel: „O du fröhliche, o du selige...“ worauf die dreiste Schar urchinlich einen Balsger begann. Die Kugeln konnten es am besten, die brauchten keinen Takt, die Sterne schwirrten herum wie betrunkene Silbermetertürme, und die Rüsse wurden so schwindlig beim Drehen, daß sie bald nicht mehr wußten, was oben und unten war. Nur der Bär tapyte unchön von einem Bein aufs andre — das Engeln jedoch verbat sich jegliches Engagieren, da „Wadeln“ etwas tief Unchristliches sei. Soviel Menichentennis besah der Bär nun doch, daß er eine beleidigte weiblich: Seele mit fernliegendem Gesprächsstoff zerstreuen müsse. Er führte sein braunes Lieb abseits der andern hinter den Christbaumtänder, sprach von der Menschenverlobung, die am Bescherabend unter den goldenen Kerzenflammen so herzlich vorgegangen war, daß alle Lächler vor Freude zu weinen angefangen hatten. Ihn selbst sähe zwischen den Ohren noch eine Stearinträne. Da habe er an das Engeln gedacht — und er — er habe es lieb — und ob es nicht seine Frau werden wolle — und — und

Der Ruf hätte Meißer Pex auch dann geschmeckt, wenn die jenseitigen Lippen nicht von Schokolade gewesen wären! Der Hirte hielt eine schöne Hochzeitspredigt, der beglückte Bräutigam riß ein Stückchen Solopapier von den unteren Baumzweigen und band es seiner fast zerschmelzenden Braut als Schlepp um, ein Stern war Brautführer, vier Rüsse Schleppenträger, der Riß einziiger Trausenge — denn bei ihm wußte man das süße Geheimnis am besten bewahrt. Alle Lichter flammten freudig auf, pfeiflich hielt der Baum im Drehen inne und das Weihnachtslied verflumte. Meißer Pex drückte einen Ist vorwärts — es halt nichts. Da rief jemand aus der Hochzeitsgesellschaft, doch einmal rückwärts zu probieren. Siehe, es ging. Aber — das Stück begann auch von hinten zu spielen, zur Enttäuschung der braunen Braut, die energisch ein „ordentliches“ Weihnachtslied forderte. Der pfeumatische Hirte riet, das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ einfach anzustimmen. Es klang so märchenfö, daß die kontuse Drogel unter der Tanne bechämt schwieg vor Anbacht, denn die Stimmen der Hochzeitsgäste waren wie Silbergeläute, und des Bären edler Bäh wie ein Gemölbe um die äbrioren Töne. Ein Kerzentropfen fiel vor das Brautpaar, und Pex behauptete noch lange danach, die Träne habe er geweint.

Die Kinder waren erwacht und betrachteten mit glänzenden Augen den küngeuden Meinen auf der kleinen, purpurten Wiege. Als das die kleinen Deutchen merkten, huschte der bunte Spul in die Tanne hinauf, die Lichter erloschen, und die Finsternis hielt vor die großen Augen der Kinder die Hände, die das Märchen schütten sollten.

Die Uhr lief durch die Stille.

Und ein bloßes Beinchen kam unter der Bettbede hervor, zwei, drei, vier Beinchen. Und ein Stuhl wurde an den Tisch gerückt, den hielt ein kleiner Heidenmas, das Schwoferchen, fest. Und das Brüberchen stieg in der Dunkelheit auf den Tisch, tastete in den Baum und riß an dem Schokoladengel.

„Ich will auch was haben,“ weinerte das Schwoferchen.

„Den Schokoladengel krieg ich allein, ich bringe dir Rüsse, wart mal.“

Seulend lief, das Schwoferchen los, dem Jungen griffen nachige grüne Finger in Gesicht und Hände — Schleifen, Knistern, Voltern, Mirren — Bumbum — ein dünnes Rinderwimmern....

Vater und Mutter brauften gerabesu herein, machten Licht. Dem Jungen blutete die Nase, er lag unter Tisch und Tanne auf dem nadelbedeckten Fußboden zwischen zerfästem Christbaumstamm. Den Engel hatte er noch in der Hand, der mußte das Genid gebrochen haben, denn der Kopf konnte in dieser Nacht nicht mehr gefunden werden. Der Vater hielt vorderhand die Rute für das beste Ende des alten Jahres, jammernnd ob des teuren Schmides las Mutter allerhand Glascherben zusammen und warf alles in eine ganz unmärchenhafte Zigarrenliste. Zur Strafe mußte Feiz alle Reste abbrehen und ins Feuer fieden. Die hämischen Kohlen lachten so unbändig darüber, daß der ganze Ofen lustig knatterte und knisterte und der Schornstein prasselnde Goldfunken in die mondblaue Schneenacht emporwarf.

Tribens linke Wade brannte ihm noch lange. Seine Mutter hatte ja nicht wissen können, daß der Stearinflack auf der endgültig verdorbenen Plüschbede eine angeblische Bärenträne gewesen war.

Kriegserfolge in der Tierwelt.

Uns wird geschrieben: Die durch den Krieg bedingte Um- und Neugestaltung der Werte, von der so viel gesprochen wird, bezieht sich nicht nur auf Politik, soziale Reform, Sprachwesen, Handel, Moral usw. Der Krieg hat auch die Fauna und Flora in sein Bereich gezogen, verschiedene Angehörige dieser Gattungen wurden auf neue Vollen gestellt, und einige haben eine Erhöhung der Wertschätzung zu verzeichnen, wie sie früher ganz ohne Beispiel war.

Auch hier ist das belebende und fördernde Moment die „Erbsen“-Braxis, die ja schon so viele Auskaunten und Geflogenheiten geändert hat. Wenn auch heute noch die Sveiselarten zahlreicher Gasthäuser eine reiche Menge verschiedenartiger Speisen aufweisen, so liegt das Geheimnis dieser anfangs erstauflüchen

Tafelache zum nicht geringen Teil darin, daß die Vielartigkeit im Grunde nur eine Scheinbare ist. Man liest verblüfft und beglückt: Gulasch, Deutscher Braten, Wiener Braten, Fleischpastete, feische Brust usw. Und was verbirgt sich hinter all diesen Herrlichkeiten? Der Thunfisch, dessen vortreffliche Eigenschaften zu entdecken und zu würdigen erst den Weltkriegebürgern vorbehalten wurde. Wer konnte den Thunfisch zur Friedenszeit, wenn erwocht dieser Name auch nur antähernd schmeißenne Begriffe? Erst heute wissen wir, daß das Fleisch des Thunfisches — nach entsprechender Behandlung, eine geradezu verwirrende Nechlichkeit mit Oshenfleisch besitzt. Daher also die vielen Braten, die man Fleischartenlos genießen kann! Das „Prestige“ des Thunfisches ist durch den Krieg um mindestens 500 Prozent in die Höhe geschwellt! Ein Erfolg, der mardchen Ententevertreter neidisch machen könnte. Und daß der Thunfisch sich dies nicht zu Kopfe steigen ließ, sondern verhältnismäßig billig blieb, ist eine Bechidenheit, die ihn im kaiserlichen Augen doppelt und dreifach wertvoll erscheinen läßt.

Einen ähnlichen Aufschwung hat auch ein anderer Wasserbewohner aufzuweisen: die Miesmuschel. Sie, die sich zu Hunderttausenden schweiggam und pflichteifrig an Wassersegen, Brückenpfeilern, Steinen und Kaimauern ansiedelt, ist ein vortreffliches Volksnahrungsmittel, wie ihre vielfache Verwendung in den Volks- und Mittelstandsküchen beweist. Seit einigen Monaten wandert sie auch in die Gasthäuser und vornehmen „Restaurants“, und dieser Aufschwung hat ihre Inpresarien veranlaßt, auch die Preise sackte, aber sicher aufwärts steigen zu lassen.

Die Ehre, von den Menschen verpeißt zu werden, wird jetzt auch der Krähhe zuteil, die dazu berufen wurde, das Bratuhn zu vertreten. Merkwürdigerweise hat sie aber unter den „Sternen“ der ehleren Tierwelt verhältnismäßig geringe Erfolge aufzuweisen. Die Gründe hierfür lassen sich nicht mit Genauigkeit angeben, jedenfalls ist der Abschuß aber nicht allzugroß.

Ganz anders steht es mit der Gans, die ein Matador unter den geflügelten Wesen geworden ist. Sie ist stolz wie ein geschäftsführender Kriegslieferant, wahrheitslich, weil sie meist nur noch auf den Tisch der Letzteren kommt. Das Jahr 1916 wird in den Annalen der Gänsegeschlechter für alle Zeiten rot angestrichen bleiben, da ein Hundertmarktschein das einzige ist, was eine Nachfolgerin der Güterinnen des Kapitals noch zu verlocken vermag, aus ihrer hochmütigen Reserve herauszutreten.

Selbst das madere Roh, das nicht kriegsverwendungsfähig ist und zum Ziehen eines Sechserkommibusse zu alt oder zu schmal erscheint, erlebt eine Späte, aber über alle Massen hohe Würdigung. In gewissen Teilen Berlins ist das Fiedelfleisch nachgerade eine angelehnte, mächtig verechete Delikatesse geworden. Besonders seine Verarbeitung zu Würsten, früher so sehr geschmäht hat sich kräftig entoidelt; und die Zahl der überzeugten Liebhaber von Pferdefleisch steigt von Woche zu Woche. In diesem Fall erscheint wieder einmal die Fleischkarte als der Schlüssel des Rätsels. Die Gattung Pferd fällt nicht unter den Bann der Kartenherrschaft, und darum wurde die Nachfrage in verhältnismäßig kurzer Zeit höher als das Angebot. Aber auch der Rosschlächter ist keineswegs ein geschäftsunkundiger Mann, und schließlich stiegen die Preise für Pferdewürste und Pferdetoiletten zu so ansehnlichen Höhen, daß vor wenigen Tagen auch für dieses Genußmittel amtliche Höchstpreise festgesetzt werden mußten.

Zuletzt, aber nicht als Letzter, gebührt in dieser ehgeschichtlichen Betrachtung der Biege ein kurzes Wort. Für sie bedeutete der erste Tag der Kaufmildnöte den Beginn eines an Ehren und Freuden reichen Zeitalters. Die Jagd nach der Biege ist in fast allen kinderreichen Familien an der Tagesordnung, und der Gedanke an Ziegenmilch wird nicht mehr von einem geringschätigen Lächeln begleitet, sondern mit seltenem Eifer und nicht erlahmender Energie aufgenommen. Die Biege ist auf dem besten Wege, als neuester Hausgenosse und willkommener Kostfreier Mieter, in die Wohnungen der Städte einzuziehen. Sie wird ihre Springübungen auf den Balkonen machen, während die Familie hinter den Gardinen mit ängstlichen Augen darüber wacht, daß der lohbare Hausfreund es sich nur ja recht wohl sein läßt, um mit dem Milchzins nicht zu sparen.

Damen, die sich früher nach einem französisch radebrechenden Papageien, nach chinesischen Goldfischen oder einem japanischen Seidenfischen sehnten, hauchen jetzt als Ziel ihrer heißesten Wünsche das Wort — „Biege“. Wer ein Gärtchen sein Eigentum nennt —, und sei es auch nur eine Nasenfläche von 1 oder 2 Meter im Quadrat —, kann daran gehen, sich seine eigene Milchwirtschaft zu gründen. „Bade zu Hause“ hieß es früher; „melle zu Hause“ heißt es heute. Die Biege ist unbedingt die neueste Mode, und viele werden in ihr ein sünniges Weihnachtsgeheimnis erschiden. Und dabei hat sie vor der stolz gewordenen Gans dem Vorzteil, daß man sie nicht schlachtet, sondern begt und pflegt, da sie kein Eintagsbissen, sondern vielmehr ein Dauerlieferant sein soll. Und in dieser Beziehung hat sie alle erfolgreichen Kollegen und Kolleginnen aus der Tierwelt im Kriege geschlagen: sie stirbt nicht, sondern sie lebt fürs Vaterland.

Vermischtes.

* Das Schwein ist heute in der Zeit der allgemeinen Fleisch- und Fettknappheit fast salgnäßig. So fest man einen Aussag von Wilhelm Bölsche über diesen edlen Würst- und Schinken-

Spender im Novemberheft von Lehmann & Masfings Monatsheften mit höchstem Interesse. Bölsche schreibt darin: Als Chamisso und seine Leute zu den polynesischen Madagaskarern kamen, die noch nie eine Siege oder ein Schwein gesehen hatten, rissen sie aus vor diesen dämonischen Ungeheuern; nachher sollen die in der Südsee dann gelegentlich ihre Naturgeschichte so eingeknickt haben, daß es, da es nicht Matten noch Hunde wären, nur eine Art neuer Vögel sein konnte. Das unbedingt älteste bekannt gewordene Schweineporträt finde ich an der Decke der berühmten Höhle von Altamira in Spanien, gemalt von der Hand eines Steinzeitmenschen der Diluvialzeit. Es ist übrigens vorzüglich und stellt einen riesigen, blindwärtigen Eber in tollem Infurnum dar. Es ist eine lange Reihe: zwischen diesem Urschwein der Kunst, dem manche Forscher seine dreihundert Jahre vor unserer Zeit geben, und dem guten Dämmerferkel Hans Dralles beim Meister Busch, das durch Bienenstiche plötzlich fett und in dieser Ballongestalt vom Schweinetreiber für zwanzig Taler erworben wird, (was notabene noch nicht der halbe Preis heute auch ohne Bienenstiche wäre). Von Südaffen muß das Kulturschwein schon in prähistorischer Zeit einerseits bis China im Osten, auf der anderen bis zu uns selber ins Herz von Europa gekommen sein. In den Pfahlbauten hegte man sich bereits indische Zuchtschweine, deren Blut sie dort und später erst mit eigenem europäischen Wildschweineblut aufgefüllt und verschmitten haben. Auf dieser Wursterde leben heute übrigens mehr als 200 Millionen Kulturschweine, also im Durchschnitt auf siebeneinhalb Menschen eins; in Deutschland allein gab es vor Kriegsausbruch rund 24 Millionen, macht fast auf je 3 Köpfe eins; Nordamerika, dessen einheimisches Schwein nie gezähmt worden war, ist in den letzten vierzig Jahren von 33 Millionen auf 50 gestiegen, China blüht als uraltes Schweineparadies fort und arbeitet in die Fuchten der ganzen Welt forgesetzt hinein; und selbst das ferne antipodische Neuseeland, das bei seiner Entdeckung kein einziges echt einheimisches Säugtier besaß, war schon nach weniger als hundert Jahren stellenweise so mit wieder verwilderten Kulturschweinen überschwemmt, daß man deren in ein paar Monaten an gleichem Fleck 20 000 Stück erlegen konnte und eine allgemeine Landplage darin zu sehen begann. Zum Schluß muß ich noch ein Wort zum Schweinechwanzlein sagen. Es hängt am Schwein wie ein humoristisches Nachwort, ein Verslein am Ende einer dicken Chronik, die Arabeske einer Schlußleiste. Ist es etwa bloß ein bequemeres Denkel für den guten Fettpf, den wir Menschen uns aus dem alten Sumpfschrott gemacht haben? Ich glaube, daß wir in ihm vielmehr eine wirkliche „Kunstform der Natur“ vor uns sehen. Das wilde Schwein als Sumpftier legte auf des Schwanzchens geheimnisvollen Bildungstendenz der Natur, die in der Tat unserer Kunst ähnliche, jedenfalls rhythmisch stilisierte Gebilde begünstigt. Wozu? Ja das ist wie bei unserer Kunst. Wozu stilisieren wir oder machen Sätze zu gänzlich unnützlichen (nein, Lyrik bringt wirklich nichts ein) Versen und so weiter? Die lebendige Natur ist an allen möglichen Stellen tatsächlich voll von solchen ornamentalen „Luzus.“

* Die Aufbewahrung des Winterobstes ist in Haushaltungen, die Zentralheizung haben, sehr schwierig. Der Keller ist zu warm, die Früchte werden vor der Zeit runtselig und hängen an Gesehmad ein. Um sie gut zu erhalten, lege man sie in eine Kiste, die man auf dem Grund mit Torfmull bedeckt; etwa 3 Zentimeter hoch kann die Schicht sein. Die Kisten werden mit dem Fleisch nach unten gelegt und wieder eine Schicht des Mulls darüber gebracht, so wird fortgefahren, bis die Kiste gefüllt und der Deckel darauf kommt. Auch kann man jeden Apfel in Papier einwickeln und in eine Kiste oder Faß legen. So aufbewahrte Äpfel halten sich bis zum Frühjahr. — die Schale ist glatt und das Aussehen so frisch, wie vom Baum.

Büchertisch.

— Für Friedensbetrachtungen. Je sicherer Deutschland und seine Verbündeten dem Siege entgegengehen, desto stärker wächst heute im ganzen Volke das Bedürfnis, sich mit den Aussichten und Aufgaben des Friedensschlusses zu beschäftigen. Als eine Grundlage für solche Friedensbetrachtungen erachtet soeben im Verlage der Carl Flemming A. G. zu Berlin die erste Nummer einer neuen, von Professor Dr. Kettler herausgegebenen Reihe von Karten, die den Sammel-Titel „Flemmings Friedenskarten“ führen. Die vorliegende erste Nummer dieser Friedenskarten erschien unter der Bezeichnung „Politisch geographische Grundlagen Europas für Friedensbetrachtungen“ und besteht aus drei auf einem Blatte vereinigten Einzelkarten; eine derselben behandelt „Kriegsstand-Gesichtspunkte“, auf der zweiten sind „Geschichtliche Gesichtspunkte“ dargestellt und die dritte gibt ein Bild der „Völkischen Gesichtspunkte“. Die „Kriegsstand-Gesichtspunkte“ bringen die Landverluste einerseits der Mittelmächte, andererseits der Entente-Staaten seit Kriegsbeginn zur Darstellung und bringen

eine ins Auge springende Veranschaulichung des glänzenden Standes unserer Sache. Die „Geschichtlichen Gesichtspunkte“ enthalten eine Reihe von alten historischen Grenzen, deren Erkennung naturgemäß für die heutige Frage des Tages von größtem Interesse ist.

— Ludwig Thoma, Braunschweig — Dichters Ehrentag — Die Kleinen Verwandten. Drei Einakter. Preis gebunden 2 Mark 50 Pfg., gebunden 4 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Ludwig Thoma, der gerade auch auf dem Gebiet des heizeren Einakters mehrere seiner größten Erfolge errungen hat, bietet uns in diesem neuen Zyklus drei vollwertige Proben seiner bühnenbeherrschenden Kunst. Diese Stücke, die auch an unserer Bühne einen großen Erfolg zu verzeichnen hatten, sind außerordentlich lustig, machen aber der Nachwirkung nirgends literarische Konzeptionen. So gut diese kleinen Stücke szenisch aufgebaut sind, ihr Hauptwert liegt doch in dem geradezu glänzenden Dialog, hinter dessen verblüffend sicherer Leichtigkeit nur der Kenner die ernste Künstlerarbeit ahnen wird, die ihn geschaffen hat. Der große Theatererfolg der drei Lustspiele hat sich eingestellt, und das eröffnet auch der Buchausgabe die Aussicht darauf, von den Verehrern Thomas ebensoviel gekauft zu werden wie die früheren erfolgreichen Bühnenstücke des Dichters.

— Frauenberufsfrage und Bevölkerungsproblem. Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine 1917. Im Auftrag des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben und bearbeitet von Dr. Elisabeth Altmann-Gottscheiner. (VII u. 117 S. u. 150 S.) Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. — Unter den Kriegsproblemen „hinter den Schützengräben“ stehen mit in erster Linie, zugleich bedeutsam in die Zukunft weisend, die der Frauennarbeit und der Bevölkerungsproblem. An keinem aber sind die Frauen selbst unmittelbar beteiligt. Ihre Stimme zu hören, wird darum für jeden wertvoll sein, der diesen wichtigen Fragen nachdenkt. So darf es auf das Lebhafteste begrüßt werden, daß der Bund deutscher Frauenvereine sich entschlossen hat, die auf seiner letzten Kriegstagung in Weimar gehaltenen Vorträge über die „Frauenberufsfrage und Bevölkerungsproblem“ in einem Sammelbande im Verlage B. G. Teubner herauszugeben.

— Der Schrebergarten. Praktische Ratschläge zur Einrichtung und Bewirtschaftung von Schreber-, Klein- und Hausgärten. Von Heinrich Pinz. Mit 2 Plänen. Frankfurt a. d. O. Verlag von Cronjohann & Sohn. Preis 25 Pfg. — Als Laie in der Gartenkunst braucht der Schrebergärtner vor allem eine wohlfeile Anleitung, die ihm kurz und leicht verständlich über alle Fragen im Kleingartenbau Auskunft gibt. Ein solcher praktischer Ratgeber und Führer zum Ziele der Erlangung bester Gartenergebnisse für den eigenen Hausbedarf soll ihm dieses Büchlein sein.

— Deutscher Wille (Kunstwart). 1. Dezemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — „Bauern und Städter“, Dr. Wilhelm Stadel. — „Barum keine Reichskirche?“, Professor Dr. Heinrich Weinel. — Dr. Ernst Weber: „Zur Frage der nationalen Einheitschule.“ — Dr. Ferdinand Avenarius: „Vom kostbaren schönen Buch.“ — Avenarius: „Lant und Geschäft.“ — Zu Friedrich List's hiesigstem Geburtstag, Dr. Theodor Heuß. — Rundschau.

— Kürschners Bücherchau. Band Nr. 1095: Die Kameradin. Roman von Julius Kropp. 94 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfg. — Fern. Pölgler Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Rätsel.

Ein Alpenkräutlein steht allein
Auf sturmbraunem Bergesgrat;
Es glänzt darauf wie Demantstein,
Wie glitzernd leuchte Tränensaat.

Dem Demantstein als Herz gib „a“,
Dem Kräutlein schenke „e“ statt „a“.
Nun schreib's zusammen in ein Wort:
Ein Heldherz zeigt sich dir sofort.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

	H	G	N
	e	e	e
	i	l	u
H	e	i	l
G	e	l	s
N	e	n	r
	u	p	p
	o	c	p
	n	e	h
	n	t	u